

Nr. 113. **Bromberg, den 17. Mai 1930.**

Der eine, der entkam.

Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.

Von **Johannes Bergmann**, Hellerau.

(4. Fortsetzung.) ———

8. Das Rennen.

Die braven Bengels von U. 18 mußten schon kurz nach Mitternacht aus ihren Kojen klettern: Wir brauchten sie, ganz notwendig. Also mußte ich sie in unsere Sache einweihen:

„Seid nur recht vorsichtig!" flüsterte ich. „Ihr müßt an allen Dachfenstern Schmiere stehen, und wenn „dicke Luft" wird, gebt ihr uns im Waschhause Bescheid. Morgen früh zur Zählung wüßt ihr, was ihr zu tun habt. Basta!"

Als sie begriffen, worum es ging, waren sie im Nu zur Stelle. Einer wurde zum Verbindungsmann für etwaige Verständigung zwischen Baracke und Waschhaus ernannt. Mit einem flüchtigen Händedruck nahm ich Abschied.

Jeder von uns fünf hatte sich marschbereit gemacht: die Zivilmäntel gerollt, Arme und Beine mit alten Lumpen umwickelt, damit die Kleider nicht schmutzig wurden, Handschuhe angezogen und alle weißleuchtenden Stellen am Körper verdeckt, besonders den Hemdausschnitt am Halse. Ein paar Oberhemden konnte ich noch in den kleinen Koffer quetschen, dessen Beförderung mir übertragen worden war.

Es ging schon beinahe in den Morgen hinein, als wir uns gegen ½2 Uhr im Waschhaus eingefunden hatten.

Ein feiner Nebelschleier lag über dem Land und durchfeuchtete Erdreich und Pflanzenwelt. Hier und da huschte gespenstisch ein Schatten über den Barackenplatz und verschwand in einem der weiter abseits liegenden Holzhäuschen. Es war gut für uns, daß es noch einige Bewegung im Lager gab. Von Zeit zu Zeit meldeten die Posten auf der Lagermauer, daß alles klar sei. Wir empfanden nicht mehr den „reinen Hohn" auf die Dinge, wie sie nun einmal lagen. In jedem von uns war nur ein Wille lebendig, ein einziger, unbesiegbarer Wille zur Tat.

Der Lotse nahm zuerst sein Schicksal in die Hand. Er stieg in den Schacht, nachdem er seinen Mantel hinuntergeworfen hatte. Acht Augen lugten gleichzeitig durch das Waschhausfenster und bannten den Posten, der ruhig auf der Holzbrücke auf- und abging. Verschwunden war der Lotse. Wir sahen und hörten nichts mehr von ihm. Ob er wohl schon über alle Berge war? — Der Grenadier folgte ihm, und dann trat wieder völlige Stille ein. Der Posten schien von den beiden nichts gemerkt zu haben. Wir waren voller Zuversicht. Nur ich dachte an meinen Koffer, unzweifelhaft ein großes Hindernis. Der Fähnrich versprach mir noch im letzten Augenblick, mir bei dem Transport durch die Mauer helfen zu wollen. Dann kroch auch der Heizer in den Schacht, der so viele Menschen auf einmal schluckte. Der Fähnrich mußte dem „Dicken" zu Hilfe kommen, damit er nicht in der ersten Mauer stecken blieb.

Plötzlich verließ der Posten seinen Stand. Er stieg die Holztreppe hinunter, die in den Garten führte. Ich meldete sofort: „Stopp! Dicke Luft! Der Posten ist im Garten". Mir lief es eiskalt über den Rücken. Das Kommando wurde nach vorn weitergehaucht. Eine zähe Minute verging, da erschien der Posten Nr. 5 wieder auf seinem Platze, den er ja unter keinen Umständen hätte verlassen dürfen. Ich sah auch gerade noch, wie er mit Wohlbehagen in einen großen Apfel biß. „Aha!" dachte ich, „iß du nur weiter!" Darauf begann das Rennen für mich.

*

Der Fähnrich stand schon jenseits der Lagergrenze und nahm mir behutsam Koffer und Mantel ab. Die anderen waren außer Sicht.

Ich fieberte, als ich die Beine durch das Loch in der Lagermauer schob und der Fähnrich mich draußen abfing. Wie ein Maulwurf nahm er dann die Quermauer und war in Sicherheit — was man so Sicherheit nennt.

Stunden mochten vergangen sein. Wir hatten die Zeit nicht gespürt. Ich nahm meine letzten Kräfte zusammen und erschrak, wenn es bei einer Fußbewegung knisterte. Das Hemd klebte mir auf dem Rücken, ich atmete bei offenem Munde, horchte und atmete.

Jetzt die Quermauer! Die anderen waren ja durchgekommen, warum sollte es mir nicht auch gelingen! Zwar ging es sehr, sehr langsam vorwärts; der Koffer und der Mantel — ich legte sie abwechselnd ein Stück weiter nach vorn und kroch wie eine Salatschnecke nach.

Als ich endlich durch die Quermauer hindurch war, fühlte ich mich schon einigermaßen sicher. Allerdings, der Morgen fing schon an zu grauen. Ich durfte keinen Augenblick verlieren. Vielleicht brauchte man nun auch nicht mehr ganz so vorsichtig zu sein; denn die hochgewachsenen Bohnen mit ihrem dichten Blätterwerk schützten mich gegen Sicht.

Schon hatte ich beinahe den schmalen Pfad erreicht, der ums Lager führte, da brüllte der Posten rechts hinter mir aus Leibeskräften: „Halt! Wer da?"

Ein tödlicher Schrecken riß mich aus dem Kraut. Gedacht habe ich in diesem Augenblick nichts mehr. Mit Koffer und Mantel in den Händen raste ich aufrecht durch den Garten, über den Weg, hinein in die Wiese, warf mich hin und wartete auf die Kugel. Da hörte ich auch schon Tritte ganz kurz hinter mir. Sie kamen immer näher und näher. Jetzt konnte es sich nur noch um Sekunden handeln, dann war mein Schicksal besiegelt. Großer Gott!

Es mußte eine ganze Meute sein, die da anmarschiert kam — aber sie schwenkte ab. Ich traute meinen Sinnen kaum und schwankte, ob ich einen weiteren Sprung wagen sollte. Da hörte ich ein erlösendes Wort: „Nummer 5, alles klar!" Das war der Posten Nr. 5, derselbe, den wir zu fünft vor kurzem passiert hatten. Ausgerechnet dieser meldete der Ablösung, daß alles klar sei.

Ich jagte weiter in die nebelumschleierte Wiese hinein, ohne Halt zu machen, ohne mich umzusehen. Beinahe hatte ich die Richtung verloren. Nach allen Seiten spähte ich umher, näherte mich langsam dem Gebüsch, das durch den Dunst schimmerte. — „Pst! Pst!" Sie hatten mich gesehen, die anderen vier.

„Wo ist der Koffer?" raunten sie mir zu. „Wir hatten Sie schon aufgegeben!"

Darauf begann hinter der Kirche ein lustiges Schauspiel.

9. Aufruhr der Waffenlosen.

Der Morgen erwachte in herbstlicher Schönheit. Als sich die Sonne den zarten Schleier der Nacht, der ein wundersames Geheimnis umhüllte, vom Antlitz nahm, ging ein Aufatmen durch die Natur, und die Menschen waren froh gestimmt, auch diejenigen, deren knechtisches Dasein einer herzlichen Freude wenig Raum gab. In der Bodenkammer der Steinbaracke herrschte ein lustiges Treiben, als gälte es, ein großes Fest vorzubereiten. Das Erlebnis der Nacht hatte den blauen Jungs trotz des geopferten Schlafes auch in den Morgenstunden keine Ruhe gelassen.

Die Posten schritten ahnungslos auf ihren Holzstegen einher und mußten es sich gefallen lassen, daß ihnen hin und wieder einer der Kulis, der zur Morgenwäsche ins Waschhaus ging, mit verhaltenem Lachen ins Gesicht sah, als wollte er sagen: „Wenn du wüßtest, was ich weiß, du würdest Augen machen."

Kurz vor 7 Uhr, ehe die nächste Wachablösung fällig war, schlenderte auch der alte Gärtner nach seiner Arbeitsstätte, ging, ehe er es mit der Arbeit all zu ernst nahm, auf den Posten Nr. 5 zu, um ihm einen freundlichen Morgengruß zu sagen.

Der Posten wußte diese Ehre zu schätzen, und als er sich mit einem flüchtigen Blick ins Gelände versichert hatte, daß kein Vorgesetzter in der Nähe war, ließ er sich zu einem munteren Schwätzchen verleiten.

„Dein Kohl steht aber gut heuer", lobte der Posten, „und die Äpfel sind gerade das, was der Soldat braucht."

Das war ein Wink mit dem Zaunspfahl, den der Gärtner wohl verstand, aber nicht ernst nahm, weil er wußte, daß sich die Äpfel in seinem Garten nicht sehr lange hielten, sobald sie eßbar waren.

„Ich werde sie bald abnehmen müssen, ehe sie von allein gehen." Der Alte sagte das im Scherz, und war nun drauf und dran, sich in seine Arbeitskluft zu werfen.

Da fiel sein Blick in die Mauerecke. Der Mann war sprachlos. Die Tränen kollerten ihm über den Bart, als er begriff, um was es sich handelte.

„Hallo, Nummer 5, hast du noch nichts bemerkt? — Hallo, Nr. 5!"

Mehr konnte er zunächst nicht hervorbringen. Einen Fluch stieß er noch aus, als er einen Zipfel seiner Jacke aus dem Dreckhaufen hervorblicken sah.

Nummer 5 war auf alles gefaßt. Er nahm das Gewehr in Anschlag, obwohl er keine Ahnung hatte, daß . . .

„Warum alarmierst du die Wache nicht?" rief der Gärtner in heller Verzweiflung, „das halbe Lager mag unterwegs sein. Zwei Mauern durchbrochen, und das in meinem Garten!" Der Alte bot einen Anblick, der jedes Menschen Herz rühren konnte.

„Greife ja nichts an!" befahl der Posten. „Erst muß der Offizier vom Dienst da sein. So eine . . .!"

Der Fluch blieb ihm in der Kehle. Inzwischen hatte er schon mehrmals mit seiner Trillerpfeife Alarm geschlagen. Aus den Wachtlokalen stürzten die Mannschaften, halb verschlafen, packten ihre Gewehre, pflanzten Bajonette auf und marschierten.

*

Ein, zwei, drei Ordonnanzen holten den Kommandanten aus dem Bett, stammelten wiederholt dem Adjutanten ihren knappen Tatsachenbericht, jagten den Sergeanten Holzbein von seinem Frühstück auf, spürten nach dem Dolmetscheroffizier, nach dem Lagerältesten, nach dem Hornisten. Junge Leutnants, untauglich für den Frontdienst oder noch in Vorbereitung, kommandierten die Wachabteilungen, die das Lager umstellten, damit ja keiner durch die Lappen ginge. Es war ein Klappern und Rasseln, ein Kommandieren und Marschieren, daß es eine Freude war zu sehen, welches Leben aus dem Boden gestampft wurde und wie schnell das ging.

Im Lager wurde an allen Ecken das Signal „Sammeln" geblasen. Ein Signal „Schnellsammeln!" gab es nicht. Deshalb ging die Geschichte sehr langsam, langsamer als sonst. Es war ja auch zwei Stunden früher als gewöhnlich. Warum nur?

Am Telephon „hing" der Kommandant: Er verständigte sofort die Eisenbahngesellschaften, die Polizei, das Bezirkskommando. Ob jemand fehlte, wie viele fehlten, wer fehlte — das mußte alles offen gelassen werden. Sie fehlten jedenfalls, sie, die Unbekannten und Ungenannten. Es war ein Jammer für einen Lagerkommandanten.

Der Posten Nr. 5 wurde sofort abgelöst und durch eine halbe Kompanie ersetzt. Der Gärtner mußte her, jawohl der Gärtner, der vor einigen Tagen so etwas wie Geräusche gehört haben will. Warum hatte der Dummkopf nicht weiter aufgepaßt!

Der Gärtner hätte seinen Abschied genommen, wenn er dem Kommandanten unterstellt gewesen wäre. So schnauzte der ihn an. Aber er hatte ja seine Pflicht getan. Immer wieder beteuerte er es: „An mir liegt's wirklich nicht, Herr, an mir liegt's nicht!"

Allmählich füllten sich die Gefangenenkompanien bei der Zählparade. Eine Meute Sergeanten fegte noch immer durch die Baracken, damit ja keiner wegblieb und als Flüchtling steckbrieflich gesucht wurde, während er vielleicht nur seine Schlafdecke über den Kopf gezogen hatte. Nervös marschierten Offiziere und Sergeanten die Reihen ab und zählten, zählten stundenlang. Jedesmal, wenn sich die Zählkolonne einer Gefangenenabteilung näherte, erscholl laut und vernehmlich das Kommando „Stillgestanden!" Und sie standen still. Sie ließen sich alles gefallen, die Seeleute vornehmlich, die in sich hineinlachten.

Nun kam die große Abrechnung. Alles wurde nochmals sorgfältig durchgerechnet, damit es ja stimmte. Beinahe hätte es gestimmt: Es waren aber fünf Mann zu viel.

Wie konnte das zugehen? Wer hatte sich da, der Freiheit überdrüssig, ins Lager eingeschlichen? Es waren ganze fünf Mann zu viel. Der Kommandant sah es mit eigenen Augen auf der Abrechnung. Er konnte aber doch nicht die Öffentlichkeit verständigen, daß Leute von auswärts ins Lager eingedrungen waren, deshalb mußte noch einmal gezählt werden.

Als diese Zählmethode abermals versagte — man hatte wieder zwei oder drei Kriegsgefangene zu viel —, wurde ein anderer Weg eingeschlagen. Jede Kompanie wurde sorgsam überwacht, und wirklich, gleich am Anfang fehlten einige, noch dazu unter den Seeleuten. Das Rätsel wurde mit Hebeln und mit Schrauben schließlich gelöst. Von den Seeleuten mußten bei den ersten Zählungen einige in andere Kompanien übergesprungen sein. Sonst hätten solche Fehler nicht vorkommen können. Nun war es aber überstanden: Fünf Mann fehlten im Lager. Diese fünf zu indentifizieren, war die Arbeit eines ganzen Tages, und als man die Steckbriefe nach bestem Wissen und Gewissen zusammengestellt hatte, gingen sie hinaus in die Welt, an Polizei und Presse.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geheimnis der Mabel Normand.

Lebensschicksal eines amerikanischen Filmstars.

Nach Newyorker Kabelmeldung hat der rätselhafte Mord an dem amerikanischen Filmregisseur Taylor, dessen Mitwisserin die Filmschauspielerin Mabel Normand sein sollte, nun nach ihrem Tode eine Aufsehn erregende Aufklärung gefunden.

Vor acht Jahren wurde der begabte Filmregisseur William Taylor in seiner Villa in Hollywood, von drei Kugeln getroffen, tot aufgefunden. William Taylor war eine populäre und beliebte Persönlichkeit der Hollywooder Filmwelt. Seine Herkunft war rätselhaft. Es wurde behauptet, daß Taylor — einziger Sohn und Erbe eines reichen englischen Lords — auf Namen und Erbschaft verzichtet und ein abenteuerliches Leben in den weiten Kolonien Englands geführt hatte, bis ihn das launenhafte Schicksal an die kalifornische Küste brachte. Von auffallendem Äußeren, gebildet und geistreich, mit vielen künstlerischen Gaben ausgestattet, machte Taylor in Hollywood eine glänzende Karriere als Filmregisseur. Er hatte viele Freundinnen und Verehrerinnen unter den weiblichen Filmgrößen von Hollywood.

Neben der Leiche Taylors wurde von der Kriminalpolizei ein kleiner feinziselierter Damenrevolver — das Mordinstrument — gefunden. Die Vermutung lag also nahe, daß Taylor dem Zorn oder der Rache einer seiner Freundinnen zum Opfer gefallen war.

Schon am Abend des Mordes wurden drei Filmschauspielerinnen, die mit Taylor häufig verkehrt hatten, von der Hollywooder Mordkommission verhört. Die ersten zwei konnten ihr Alibi beweisen, gegen die dritte — die bekannte Filmkünstlerin Mabel Normand, wuchs der Verdacht. Mabel Normand war zu jener Zeit einer der glänzendsten Stars am Hollywooder Himmel: sie bezog eine Millionengage und alle Filmdirektoren stritten sich um Mabel Normand.

Der alte Kammerdiener des Ermordeten sagte beim Verhör aus, daß Miß Mabel um 6 Uhr abends von ihm bis an die Tür des Privatsalons von Taylor geleitet wurde. Als er eine Stunde später, nach langem vergeblichen Klopfen das Zimmer seines Herrn betrat, fand er nur noch seine Leiche.

Mabel Normand beschwor ihre Schuldlosigkeit an der Ermordung Taylors. Sie wäre zwar tatsächlich um 6 Uhr abends zu Taylor gekommen, sei aber nach einem kurzen Gespräch mit ihm wieder weggegangen und sei dabei von Taylor bis zu ihrem Auto begleitet worden. Acht Stunden dauerte das Kreuzverhör von Mabel Normand und ihrem Chauffeur Green. Die Äußerungen der beiden stimmten vollkommen überein und es konnten ihnen keine Widersprüche nachgewiesen werden. Mabel Normand wurde entlassen. Somit blieb der geheimnisvolle Mord des William Taylor ein Rätsel für die amerikanische Justiz.

Nach zwei Jahren ereignete sich ein neuer Aufsehen erregender Fall, verbunden mit Mabel Normand. Der junge Millionär Curtland Dines gab in seinem Palais ein Bankett zu Ehren seiner neuen Geliebten Miß Mabel Normand. In vorgerückter Stunde, gegen Mitternacht, betrat plötzlich der Chauffeur Green das festliche Zimmer und forderte Miß Normand in ziemlich barschem Ton und groben Redewendungen auf, sofort nach Hause zu fahren. Wegen dieses Benehmens des Chauffeurs geriet der junge Millionär in hellen Zorn. Er ergriff eine Sektflasche vom Tisch und zerschlug sie am Kopf des Chauffeurs. Der blutende Chauffeur zog aus seiner Tasche einen kleinen, feinziselierten Damenrevolver und verletzte durch zwei Schüsse den jungen Mr. Dines schwer.

Ein sensationeller Prozeß folgte, der ganz Amerika in Atem hielt. Der Chauffeur wurde freigesprochen: das Gericht hatte auf Notwehr erkannt.

Die Karriere der Mabel Normand war aber damit endgültig zu Ende. Kein Filmdirektor wagte es, dieser verschmähten und gehetzten Frau ein Engagement anzubieten. Von allen Freunden verlassen, von keinem Menschen auf der Straße gegrüßt, sank Mabel Normand von Stufe zu Stufe. Sie wurde Morphinistin und Kokainistin und starb vor kurzem, einsam und arm, im Alter von 34 Jahren in San Francisco. Der blutige Schatten des Mordes hat sie bis ins Grab begleitet. Und jetzt, einige Wochen nach ihrem Tode, kommt die Aufsehen erregende Nachricht, daß in Los Angeles ein gewisser Russel Rinaldo ein volles Geständnis des an Taylor begangenen Mordes abgelegt hat. Er erklärt, am 1. Februar 1922 vor der Villa Taylors einen Streit zwischen Taylor und einer unbekannten Dame mitangehört zu haben. Als die Dame weggegangen sei, sei er in die Villa eingedrungen und habe Taylor wegen seines frechen Benehmens der Dame gegenüber Vorwürfe gemacht Darauf habe Taylor ihn mit einem Revolver bedroht. Es sei ihm gelungen, dem Filmregisseur den Revolver zu entreißen und während eines Handgemenges auf Taylor abzufeuern.

Auf diese Weise erfuhr das tragische Rätsel seine Lösung. Die unglückliche Mabel Normand, von der Gerichtsbarkeit freigesprochen, von ihren Mitmenschen verfolgt, bezahlte aber mit ihrem Leben die Unzulänglichkeit menschlicher Einrichtungen.

Ad. Leen.

Rund um die hohe Literatur.

Heiteres von Jo Hanns Rösler.

Waldemar Bonsels, der Dichter, der schön ist, wie wir uns alle als Kinder einen Dichter träumten, war auf Capri stets von einer freudvollen Schar junger Mädchen umgeben.

Eines Tages traf ihn der Wiener Maler Jungnickel: „Nehmen Ihnen die Frauen nicht zu viel Zeit weg, lieber Bonsels?"

„Im Gegenteil", entgegnete der Dichter, „die Liebe ist ein Teil meiner Arbeit."

„Dann passen Sie nur auf, daß Sie sich nicht überarbeiten."

*

Als Erich Kästner noch keinen Namen hatte, lehnte ein bekannter Berliner Redakteur seine Gedichte mit den Worten ab: „Werden Sie lieber Schuster oder ergreifen Sie sonst ein ehrbares Handwerk, aber lassen Sie die Finger von der Schriftstellerei."

Erich Kästner tat es nicht, sondern überflügelte in wenigen Monaten seine seit langem prominenten Kollegen. Eines Tages traf er bei Schwanecke den alten Redakteur.

„Ich habe ja immer gewußt, daß aus Ihnen etwas wird", klopfte er Kästner wohlwollend auf den Rücken.

Erich Kästner sah ihn erstaunt an: „Es ist noch gar nicht so lange her, daß Sie mir rieten, lieber Schuster zu werden."

*

Meinte der Redakteur: „Na ja, ein bissel anfeuern muß man ja die jungen Leute."

Keyserling glaubt an sich.

Das kann man wohl ruhig sagen, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen. Vor allem seit er in Amerika war.

„In jeder Station", erzählte man, „wo sein Zug hielt, standen die Leute in Massen und baten ihn um ein Autogramm."

„In jeder Station?"

„Ja. Nur in Franzisko nicht. Denn dorthin hatte man von der letzten Station telephoniert, daß im ersten Wagen des Zuges eine Frau säße, die noch nie etwas von Keyserling gelesen habe. Da sind alle Menschen zu ihr gelaufen, um ein noch selteneres Autogramm zu bekommen."

Als Keyserling diese Anekdote erfuhr, sagte er empört: „Das ist eine ganz gemeine Lüge. Ich war niemals in Franzisko. Außerdem ist es doch immerhin möglich, daß in dem großen Amerika einige Menschen leben, die noch nie etwas von mir gehört oder wenigstens gelesen haben."

*

Wallace hatte dem Empire-Theater ein Stück versprochen und dem Direktor bereits die Rollen und Idee und Szenen ausführlich erklärt. Er versprach, das Manuskript am Abend zu schicken.

Aber nichts geschah.

Nach vier Wochen traf der Direktor Wallace auf der Straße. „Sie haben vergessen, mir das versprochene Stück einzusenden."

„Nein, nein", erwiderte da Wallace, „ich vergesse niemals ein Stück einzuschicken. Ich habe höchstens vergessen, es zu schreiben."

*

Ein bekannter Berliner Songschreiber gab seiner Braut seine neuesten Manuskripte zu lesen und zugleich die neuesten Grammophonschlager zu hören.

Man kann dies bei der heutigen Literatur.

Die Braut hörte mehr, als sie las. Plötzlich stutzte sie bei einem musikalischen Effekt.

„Woher ist das gestohlen?" fragte sie.

Sagte der Schriftsteller: „Welche meiner Arbeiten liest du?"

*

Franz Werfel hatte seit Jahren einen ständigen Ehrenplatz im Burgtheater, aber er ging fast niemals zu einer Vorstellung. Eines Tages jedoch entschloß er sich, der Vorstellung von „Metternich" beizuwohnen. Er nannte seinen Namen und wollte eintreten.

„Das sind dumme Scherze, Herr", kam der Sekretär, „wir kennen Herrn Werfel sehr gut. Er sitzt jeden Abend auf seinem Platze. Übrigens dürfte er auch heute schon im Theater sein."

„Das interessiert mich", meinte der Dichter, „können Sie mir einen benachbarten Sitz verkaufen?"

Er bekam den gewünschten Sitz.

„Verzeihung", wandte er sich an den Herrn, der auf seinem Ehrenplatze saß, „Sie sind der Dichter Franz Werfel?"

„Gewiß", stotterte der andere, „natürlich."

„Eigenartig", staunte da Werfel, „wissen Sie, seit fünfzig Jahren habe ich nämlich immer geglaubt, daß ich es wäre."

*

Als König Georg von England aus seiner letzten Operation erwachte, herrschte große Freude in London. Zugleich mit dem Eintreffen des amtlichen Bulletins trat der Hausdichter in die Redaktion der „Times".

„Die Operation gut verlaufen, Herr Chefredakteur?"

„Ja. Wir erfahren es soeben. Können Sie uns etwas schreiben?"

„Schon geschehen", zog der Dichter das Manuskript aus der rechten Rocktasche, „Ode zur Genesung unseres lieben Königs."

„So schnell?" staunte der Chefredakteur.

„Gewiß. Ich habe gleich bei Anbruch der Krankheit zwei Gedichte geschrieben, eins auf die Genesung und eins auf den Tod des Königs."

Musikalische Raupen.

Von Professor Dr. Max Wolff-Eberswalde,
Leiter des Zoologischen Instituts der Forstlichen Hochschule.

Daß Schmetterlinge hören, Geräusche verschiedenster Art wahrnehmen können, ist schon seit langem bekannt. Jeder aufmerksame Naturbeobachter kann sich sehr leicht von dieser Tatsache überzeugen. Ein Nonnenfalter, der regungslos, ein weißer dreieckiger Fleck, am Stamme einer Fichte sitzt, fliegt sicher davon, wenn wir uns ihm nähern und dabei das Unglück haben, auf einen trockenen Zweig zu treten. Ähnlich läßt sich auch bei einer Reihe anderer Schmetterlinge nachweisen, daß der Schall auf sie einwirkt. Recht wenig wissen wir allerdings über die Sinnesorgane, die dem Falter die Aufnahme von Schallreizen ermöglichen.

Erst in allerneuester Zeit sind zuverlässige Beobachtungen des Hörvermögens von Schmetterlingsraupen gemacht worden. Merkwürdiger Weise hat sich dabei stets gezeigt, daß die Raupen ein — nennen wir es ruhig so — musikalisches Gehör haben. Sie reagieren besonders gut auf den Ton angeschlagener Stimmgabeln.

Die vollwüchsigen Raupen des Trauermantels bäumen sich mit dem Vorderkörper auf, bei stark wirkenden Tönen unter heftigen Zuckungen, wenn sie von Tonschwingungen getroffen werden, für die sie empfindlich sind. Sie hören nämlich durchaus nicht etwa die ganze Tonskala, die unser Ohr wahrnimmt. Die obere Grenze ihrer Tonempfindlichkeit liegt bei dem zweigestrichenen d, die untere bei dem Kontra-C, so daß also der Wahrnehmungsbereich für Töne durch die Schwingungszahlen 576 nach oben und 32 nach unten abgegrenzt wird. Auf das Subkontra-C (16 Schwingungen in der Sekunde), das unser Ohr noch wahrnimmt, reagierte keine der untersuchten Raupen, ebensowenig auf Töne mit höherer Schwingungszahl als 576 in der Sekunde, sie mochten so laut sein, wie sie wollten.

Zwei Schweizer Forscher haben neuerdings unter Vorsichtsmaßregeln, die jeden Einwand entkräften, das musikalische Aufnahmevermögen von Kohlweißlingsraupen geprüft.

Damit nicht etwa durch Erschütterungen der Unterlage ein in Wirklichkeit gar nicht vorhandenes Tonwahrnehmungsvermögen vorgetäuscht werde, befestigten sie die Kohlblätter mit den Raupen an kleinen, freischwebenden Ballons. Auch für die Ausschaltung von Störungen durch andere Reize (Licht, Luftströmungen) war Vorsorge getroffen.

Sehr interessant ist nun besonders folgendes an den Ergebnissen der beiden Forscher: Die Kohlweißlingsraupen reagierten mit kräftigen Bewegungen ihres Körpers auf musikalische Töne (Violintöne, Glocken, Pfeifen) und Geräusche (Händeklatschen, menschliche Stimme), die sicher nicht zu den regelmäßigen Erscheinungen ihrer Umwelt zu rechnen sind.

Man hatte früher behauptet, nur Geräusche und Töne, die für die untersuchten Insekten eine biologische Bedeutung haben, also zum Beispiel den von Verfolgern erzeugten Lauten ähneln, kämen für solche Experimente in Frage. Diese Annahme ist nunmehr vollkommen widerlegt worden.

Das musikalische Gehör der Kohlweißlingsraupen hat übrigens einen anderen Umfang als das der Trauermantelraupen. Es reicht vom G der großen Oktave (96 Schwingungen) bis zum a der dreigestrichenen Oktave (1707 Schwingungen).

Obwohl wir bei einer großen Anzahl von Raupen lauterzeugende Organe kennen, die zum Hervorbringen zirpender Töne dienen, sind wir über die Lage und Beschaffenheit der Sinnesorgane, die der Schallwahrnehmung dienen, noch ganz im Ungewissen.

Hier gibt es noch lauter ungelöste Probleme. Merkwürdiger Weise sind die Raupen, von denen wir jetzt sicher wissen, daß sie hören, stumm.

Und die musizierenden Raupen, deren wir eine große Reihe ausländische und einheimische kennen — erst kürzlich hat v. Butovitsch das Zirpen unserer gemeinen Buchenmottenraupe entdeckt —, sind anscheinend alle taub!

Das ist aber durchaus kein Widerspruch. Auch die stummen Fische hören ja, wie wir heute zuverlässig wissen, nachdem man ihnen lange Zeit jegliches Hörvermögen abgesprochen hatte.



* **Griechische Hygiene.** Daß die hygienischen Zustände in Griechenland viel zu wünschen übrig lassen, dürfte allgemein bekannt sein. Es ist kein besonderes Vergnügen, eine Nacht in einem griechischen Hotel zuzubringen. Von Wanzen wird man einfach aufgefressen. Beim Besuche eines griechischen Restaurants mittlerer Klasse empfindet mancher hygienische Bedenken; denn das Geschirr wird entweder gar nicht oder sehr wenig abgewaschen. Ungeziefer in der Wäsche ist eine alltägliche Erscheinung. Was sich aber die Verwaltung eines Krankenhauses in Athen vor kurzem geleistet hatte, überschreitet sogar das Maß des in Griechenland Erlaubten auf dem Gebiete des Schmutzes. Die ganze Stadt ist empört über die Zustände im Krankenhaus, die nicht weniger als 40 Kindern das Augenlicht gekostet haben. In einer Abteilung des Krankenhauses im Stadtteil Kessarion befanden sich 40 Kinder, die an verschiedenen, zum Teil sehr harmlosen, Augenkrankheiten litten. Die Kinder wurden scheinbar von Ärzten, die erwachsene Augenkranke behandelten, angesteckt und erblindeten im Laufe von wenigen Tagen. Die Untersuchung ergab geradezu haarsträubende Zustände im Krankenhaus. Die Schuldigen werden selbstverständlich zur Verantwortung gezogen. Man dürfte hoffen, daß dieser schreckliche Fall eine Warnung sein wird und eine gründliche Revidierung der hygienischen Zustände in der griechischen Hauptstadt nach sich ziehen wird.

Lustige Rundschau

* **Der bescheidene Mann.** Ein Sammler besuchte eines Tages Ludwig Knaus, dessen Bilder seinerzeit am Kunstmarkt die höchsten Preise erzielten, und fragte den Meister verwundert, warum keines seiner Werke im Atelier hänge." „Bilder von Ludwig Knaus sind für mich zu teuer!" erscholl es lächelnd zurück.

* **Leute von heute.** „Haben Sie die entzückende Kleine gesehen, mit der ich soeben getanzt habe?" — „Ja." — „Kennen Sie sie, gnädiges Fräulein?" — „Sehr gut sogar." — „Wie heißt denn das nette Mädel?" — „Es ist meine — Mama."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.